



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Keil, Robert: In russischer Gefangenschaft : (Aus den Aufzeichnungen
eines thüringischen Schulmeisters.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Schlappe, die England am 26. Juli erlitten, mit Gefühlen aufgenommen, die zum Theil von Schadenfreude nicht frei waren. Letzteres ist nicht zu billigen; denn so selbstüchtig die Politik Englands auch sein mag, immerhin vertritt sie in Afghanistan das Interesse der Civilisation gegenüber den treulossten und bözartigsten aller Barbaren, und stellen wir uns auf einen höheren Standpunkt, so können wir hinzufügen: so lange England sich den Russen gegenüber in Ostasien behauptet, hat Europa kein Wiederaufleben der Traditionen zu befürchten, welche den Völkern Asiens eine erobernde, die Cultur des Westens bedrohende Rolle zuweisen.

Vielfach begegnete man unter den Besprechungen der Niederlage von Chuschki und Machud der Meinung, daß das neue Engagement Großbritanniens in Afghanistan dessen Politik in Europa beeinflussen und namentlich dessen Manöver auf der Balkanhalbinsel hemmen und ihm hier mehr Zurückhaltung auferlegen werde. So weit dies die griechische Frage einschließt, haben wir die Richtigkeit dieser Ansicht von Anfang an bezweifelt, und bereitwillig unterschreiben wir es daher, wenn die wohl unterrichtete Wiener „Montags-Revue“ in ihrer vorletzten Nummer in dieser Beziehung bemerkt: „Die Antwort der Pforte auf die Collectivnote war seit lange vorher gesehen, und Europa hat seit langer Zeit in den großen Zügen wenigstens die Maßregeln ins Auge gefaßt, welche die Weigerung der Türken, sich den Conferenzbeschlüssen zu fügen, nach sich ziehen muß. Aber es handelt sich dabei nicht um die Herbeiführung eines Kriegszustandes, sondern um die Anwendung der Pressionsmittel des Friedenszustandes. Hierin ist man heute schon zu weit gegangen, um ohne Schädigung des europäischen Ansehens zurückweichen zu können, und auf diesem Boden ist Europa völlig einig und wird einig bleiben mit oder ohne schärferes Eingreifen des Ministeriums Gladstone-Granville.“



In russischer Gefangenschaft.*)

(Aus den Aufzeichnungen eines thüringischen Schulmeisters.)

Mitgetheilt von Robert Keil.

Von französischen Emigranten abstammend, welche den später in „Krauß“ verwandelten Namen Crouffin führten, lebte im Jahre 1779 in dem Dörfchen

*) Von dem talentvollen Dresdener Maler Robert Krauß wurden mir die Aufzeichnungen seines Großvaters Friedrich Krauß, meines väterlichen Freundes, zur Bearbei-

Taupadel, wenige Stunden von Jena, der Schullehrer Krauße, später Lehrer in Thalbürgeln bei Jena. In dem genannten Jahre, am 23. September, wurde ihm von seiner Frau, der Tochter des Schullehrers Rinne in Thalbürgeln, ein Sohn geboren, dem man den Namen Friedrich gab.

Knapp genug mag es in dem Taupadeler Schulhause zugegangen sein, denn eine zahlreiche Familie mußte von dem spärlichen Schuleinkommen von 100 Thalern erhalten werden; doch mit einem kleinen durch Handarbeit und Obstbau erworbenen Nebenverdienst und mit Fleiß und Emsigkeit gelang es. In all den Orten, welche den Wirkungskreis des Vaters Krauße bildeten (es gehörten mehrere Filialen zu seinem Wohnorte), genoß er der allgemeinsten Liebe und Achtung.

In dieser Familie wuchs, unter strenger aber liebevoller Fürsorge der Eltern, Friedrich Krauße heran. Von seinem Vater im Klavier- und Orgelspiel unterrichtet, wurde er schon als achtjähriger Knabe, zitternd und zagend, in der Kirche auf die Orgelbank gehoben und mußte spielen, während sein neben ihm sitzender Vater das Pedal trat. Vom dreizehnten Jahre an besuchte er das Gymnasium zu Weimar, wurde aber durch die damals übliche mechanische Unterrichtsmethode nur langsam gefördert. Zu einiger Fertigkeit gelangte er, wie er selbst gesteht, zunächst nur in Schelmerieien. Bei seiner besonderen Vorliebe für Geschichte und Geographie, seinem fleißigen Studium derselben und der eifrigen Lectüre guter deutscher Bücher gewann er aber doch allmählich eine ihn vor vielen Mitschülern auszeichnende geistige Bildung und war so, beim Vorrücken in die obern Klassen, in den Stand gesetzt, nebenbei durch Unterrichten kleiner Kinder in einigen Familien sich einen geringen Erwerb zu verschaffen, der ihn vor Hunger schützte.

Präsident des Oberconsistoriums und Schulephorus zu Weimar war damals Herder. Von Herders Söhnen, seinen Schulkameraden, war Friedrich Krauße in Herders Wohnung und Garten eingeführt worden, und bei seinem rühmlichen Streben gelang es ihm, die Gewogenheit des großen Mannes zu erlangen. Der Plan, die Universität zu beziehen, mußte bei den ärmlichen Vermögensumständen des Vaters, der überdies mehreren Söhnen theils auf Schulen,

tung und Veröffentlichung übergeben. Mit besonderem Interesse habe ich diesen Auftrag übernommen. Sind doch namentlich die Weimarer Vorgänge fast noch furchtbarer und gewaltiger als selbst die vorausgegangenen Ereignisse bei dem Uebergange über die Beresina, und giebt es doch in der gesammten auf den Feldzug von 1812 bezüglichen Literatur meines Wissens keine einzige Schrift, welche jene entsetzlichen Vorgänge und Zustände mit so genauem Detail und in so wahrheitsgetreuer und erschütternder Anschaulichkeit schilderte, wie die Kraußischen Aufzeichnungen. Meine Aufgabe konnte es nur sein, dieselben in stilistischer Hinsicht, doch ohne Beseitigung ihrer eigenthümlichen Färbung, theilweise einer Redaction zu unterziehen und eine Einleitung nebst einigen Anmerkungen hinzuzufügen. D. Herausgeber.

theils an andern Stellen zur Begründung ihrer Existenz die Hand bieten mußte, aufgegeben werden. Im Jahre 1799 mußte Friedrich, 19 Jahre alt und an reellen Kenntnissen noch sehr arm, sich bequemen, Landschullehrer-Substitut zu werden. Zwar wurde er durch die Gunst Herders, der ihn vor dem Versauern und Verbauern schützen wollte, in die Nähe der Residenz Weimar nach dem Dörfchen Klein-Kromsdorf versetzt, wo er durch Herders Empfehlung auch Gelegenheit zu Privat-Unterricht erhielt. Doch fühlte er sich dem städtischen Leben, seinen verehrten Gönnern und Lehrern, seinen Freunden und Bekannten entrückt und deshalb nicht glücklich.

„Wurden auch — erzählt er selbst in seiner aufrichtigen und treuherzigen Weise — während der Schulstunden durch die Beschäftigung mit den von mir geliebten Schülkern die Grillen aus meiner Seele verschucht, ja kehrte auch bisweilen Frohsinn in mein Inneres zurück, so fühlte ich mich doch nach den Schularbeiten einsam und gleichsam verlassen. Um das Drückende und Niederbeugende meiner Lage noch zu erhöhen, richteten sich auch Anfeindungen gegen mich von einer Seite her, von welcher mir Ermuthigung und Freude hätte kommen sollen. Unbekannt mit der damaligen Etikette der Landgeistlichkeit, hatte ich nämlich veräuimt, einem in der Nähe meines Dorfes wohnenden Geistlichen, der meine Schule alljährlich einmal zu besuchen hatte, und der Gemahlin desselben meine Aufwartung zu machen, und damit einen Fehler begangen, der mich in verdrießliche Händel verwickelte und mir nie vergessen wurde. Von meiner Lehrweise nahm man den Stoff her, mich bei der geistlichen Oberbehörde zu verdächtigen. Mein Senior war ein Mann von gutem Herzen, hatte aber eine höhere Lehranstalt nie besucht, sondern früher nur als Bedienter in einem angesehenen Hanse fungirt. Unter ihm hatte die Schule in einem Zeitraume von fünfzig Jahren niemals auch nur zu einigem Gedeihen kommen können. Ich suchte ihr mit aller Kraft aufzuhelfen. Da fast kein derselben angehöriges Kind richtig lesen konnte, bemühte ich mich, vor allem Lesefertigkeit und überhaupt Vernunft in dieselbe einzuführen, und wählte dazu unter anderem als anmuthiges, die Schüler anziehendes Lehrmittel die bekannten Erzählungen vom Robinson; ich that es mit sichtbarem Erfolg. Schüler erzählten aber davon zu Hause, und Unverständige sahen die von mir auf eigene Hand bewirkte Abschaffung der bisherigen Gewohnheit, die „Sieben Buß-Psalmen“, den „Sirach“, den „Himmelsweg“, die „Haustafel“ u. s. w. durch die Kinder täglich ableiern zu lassen, als eine Kezerei an. Klatschfüchtige Weiber, welche in dem angedeuteten Pfarrhause um einer Tasse Kaffee und eines Stückes Kuchen willen liebedienerten, hatten dies dort angebracht, hatten von Büchern mit blauen Tafeln gesprochen, die ich statt der Religionsbücher in meiner Schule eingeführt hätte, und somit willkommenen Anlaß dargeboten, mich als einen Irrlehrer und Verführer der

Jugend in Klage zu nehmen. Der geistliche Herr, von seiner Gattin gereizt, brachte auch dem mir vorgefetzten Pfarrer, einem gutmüthigen, aber schwachen Manne, die Meinung bei, daß ich den mir anvertrauten Schülern nicht das Rechte lehre, und die Sache gelangte als Beschwerde über mich an das Oberconsistorium.“

„Ich wurde vorgefordert. Schweren Herzens ging ich den Weg nach der Hauptstadt, zitternd und zagend stieg ich die zum Vorssaale des Sessionszimmers führende Treppe hinauf und hörte mit Beben von dem Diener des Collegiums, „man habe mir heute eine tüchtige Wäsche zugebacht, die Herren drinnen hätten die Seife dazu parat gelegt“. Noch höher stieg meine Angst, als ich hörte, ich sei von der mich zunächst beaufsichtigenden Geistlichkeit der Pflichtverletzung in der Schule angeklagt worden, und den Termin werde heute nicht der eben un-
päßliche Präsident v. Herder, sondern ein Oberconsistorialrath halten, von dem ich wußte, daß er mit der mich befeindenden Predigerfamilie in sehr freundschaftlichem Verhältniß stand. Ohne mich lange zu besinnen, lief ich, um dem mir drohenden Ungewitter zu entgehen, pfeilschnell die Treppe hinunter, eilte zu einem meiner vormaligen verehrungswürdigen und mir wohlwollenden Lehrer und wurde von demselben theilnahmsvoll zu Herder gewiesen. Ich eilte zu ihm. Freundlich empfing er mich, indem er mich noch mit dem früheren „Du“ anredete, und als ich ihm meine Angelegenheit kurz vorgetragen hatte, schrieb er ein Billet und gab mir dasselbe mit dem Auftrage, es beim Oberconsistorium abzugeben. Er fügte hinzu, daß er selbst bald in der Sitzung erscheinen und den Termin halten werde. Das Papier als einen undurchbringlichen Schild fest in meiner Hand haltend, kehrte ich in das Local des Oberconsistoriums zurück, wo ich auch die beiden Geistlichen traf, die gegen mich als Kläger aufgetreten waren. Bald darauf wurde ich zum Vortritte aufgefordert. Getrosten Muthes trat ich ein, und auch die unheildrohende Miene des vikarirenden Präses vermochte mich nicht zu erschüttern — hatte ich doch meinen Talisman in der Hand. Das mir vom Vorsitzenden gemachte Compliment, „daß ich ein noch grüner Bursche sei“, nahm ich ruhig hin, und ebenso ruhig hörte ich die Anklagepunkte an, welche der Sekretär vorlesen mußte. Ohne ein Wort zu erwiedern, überreichte ich das Herdersche Billet. Es wurde gelesen, und Todten-
stille trat ein. In diesem Augenblicke erschien auch mein hoher Gönner und Beschützer. Freundlich redete er mich mit den Worten an: „Es sollte mir leid thun, wenn ich mich in Krauße geirrt hätte, und wenn die wider ihn vorgebrachten Beschwerden gegründet wären.“ Ich vertheidigte mich mit bescheidener Offenheit gegen die Anklagepunkte und bemerkte am Ende meiner Rechtfertigung mit besonderem Nachdrucke, daß die beiden gegen mich klagenden geistlichen Herren, solange ich Landschullehrer sei, meine Schule noch nicht ein einziges

Mal besucht hätten, folglich gar nicht über meine Lehrart urtheilen könnten, sondern das, was sie vorgebracht hätten, nur durch Zuträgerei zu ihrer Kenntniß gelangt sein müsse. Herder rieb sich die Stirn, die übrigen Anwesenden machten bedenkliche Gesichter, ich wurde angewiesen abzutreten, und die beiden Prediger wurden zum Eintritte aufgefordert. Ich hörte Herder drin mit lauter Stimme von Nichtbesuch der Schule, von Pflichtvergeffenheit, von Anhören des Gewäschs alter Weiber und dergl. reden. Mit rothen Gesichtern, auf denen die Scham nicht zu verkennen war, kamen die statt meiner gewaschenen wieder heraus, und ich wurde abermals vorgerufen. In wahrem Watertone sprach nun der ehrwürdige Herder: „Es beruht die ganze Sache auf einem Mißverständniße. Krauze ist nicht auf dem gewöhnlichen Wege gegangen, das soll und kann ihm aber nicht zum Vorwurf gemacht werden. Wenn er, indem er nach Schöndorf*) kommen will, statt des steinigten, holprigen Fahrweges einen angenehmen, ebenen, sich zwischen Bäumen oder unter Bäumen hinziehenden Fußsteig wählt, so thut er recht daran; mag er ferner in dieser Weise fortfahren, das Oberconsistorium bleibt ihm in Gnaden gewogen.“

„Welch eine Wonne waren diese Worte für mein Herz! Welch ein Triumph war mir dadurch bereitet! So zeigte sich mir auch hier der unvergeßliche große Mann in jener ehrwürdigen und liebenswürdigen Weise, in welcher er mir während meiner Schulzeit erschienen war. Damals wurden von ihm, dem Feinde alles geisttödtenden Mechanismus auf dem Gebiete wissenschaftlichen Strebens, beim öffentlichen Examen nicht diejenigen Schüler gelobt, die sich selawisch an die Worte des Lehrers hingen und sich nur in dem alten Geleise bewegten, es wurden vielmehr von ihm diejenigen Schüler, die, dem ekelhaften Schlendrian abhold, fessellos aus sich selbst heraus etwas producirten, im geraden Gegensatz zu der damaligen Art mancher Lehrer für die vorzüglicheren erklärt; ihnen lächelte er seinen gewichtigen Beifall zu. Er war es ferner, der die zu jener Zeit dort gewöhnliche Katechismethode, nach welcher die von ihm herausgegebene Erklärung des Katechismus jämmerlich gemißbraucht und zu einem Uebungsmittel im Verwandeln der darin enthaltenen Fragen in Antworten, und der gegebenen Antworten in Fragen herabgewürdigt wurde, einst in einer Schulrede zu größter Beschämung des Betroffenen mit den Worten persiflirte: Wie steht der Mund? In die Quere. Was steht in die Quere? Der Mund. Wie steht die Nase? In die Länge. Was steht in die Länge? Die Nase. In eben so freidenkender und gerechter Weise wurde mir von dem Oberconsistorium durch ihn mein Recht. Gerechtfertigt vor meinen Widersachern ging ich in mein Dorf zurück und suchte auch ferner in meiner Weise und nach

*) Ein Dorf bei Weimar, auf der Höhe Ettersbergs.

meinen Kräften Gutes im Kreise meiner Zöglinge zu wirken. Jedem Gegenstande meines Unterrichts suchte ich eine praktische Seite abzugewinnen und — dem Grundsatz Herders folgend, daß der Mensch nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen müsse — bemühte ich mich, meiner lieben Dorfjugend, die von mir aufgefundenene praktische Seite des Gelernten zu zeigen, damit sie für ihre ganze Lebenszeit nützliche Fertigkeiten und Maximen in Bereitschaft habe, von welchen bei allen Wechselfällen des Schicksals das geistige und irdische Glück des Menschen abhängt. So war ich bestrebt, nicht nur den Religionsunterricht möglichst fruchtbar für das Leben zu machen, auch bei den übrigen Lehrgegenständen, z. B. den Vorlesungen aus der Weltgeschichte, aus der Naturkunde, der Erdbeschreibung zc., knüpfte ich (so mißbilligend auch von gewisser Seite dies mein Verfahren als ein unchristliches verschrieen wurde) Bemerkungen an, welche religiösen Sinn in den jungen Gemüthern erzeugen, beleben und befestigen konnten, und welche die Augen ihres Geistes öffnen sollten und folglich ihre Brauchbarkeit für das Leben förderten.“

„Nach einigen Jahren wurde ich als Schullehrer an einen Ort*) versetzt, in dessen Nähe 1806 die Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen geschlagen wurde. Hier mußte ich Erfahrungen machen, die nur den Gefühllosen gleichgiltig lassen können. Schon im Jahre 1805, als preussisches Militär in dortiger Gegend längere Zeit lag, stellten sich die Gräuel des Krieges mir in der Barbarei dar, mit welcher damals noch der gemeine Soldat behandelt wurde. In meinem Dorfe hatte man sogar einen ausgestopften Mann aufgestellt, an welchem die Junker und angehenden Unteroffiziere das Fuchteln lernen sollten, und nicht eher hielt man sie in diesem empörenden Manöver hinlänglich geübt, als bis sie den Degen nach dem Rücken des militärischen Delinquenten so zu schwingen verstanden, daß die Spitze desselben sich bis auf die Brust umbog. Dies geschah noch im Jahre 1805!“

„Der erste Franzose, den ich sah, wurde, während noch das Schießen von der Schlacht bei Saalfeld her in meiner Gegend gehört wurde, in zerrissenen und zerlumpten Kleidern in meinen Wohnort gebracht, wo ein preussischer General bei dem Ortsgeistlichen und ein Adjutant bei mir einquartirt waren. Der Unbekannte sprach mit einem aus dem nahen Amtsorte herbeikommenden Actuar französisch, gab sich für einen russischen Ranzionirten aus und wurde als ein armseliges, bejammernswerthes Geschöpf herumgezogen. Unter den Lumpen auf dem Leibe desselben gewahrte ich aber ein feines weißes Hemd, das mir auf eine Person von Range hinzudeuten schien. Meine Vermuthung näherte sich der Gewißheit, als ich seine Rede vernahm,

*) Dorf Frankendorf zwischen Weimar und Jena.

aus welcher ein mehr als gewöhnlicher Verstand und ein hoher Muth hervorleuchteten. Vorgeführt nämlich und von einem preußischen Soldaten höheren Ranges befragt: „Wie viel solcher Kerls nimmt man auf sich, zehn oder zwanzig?“ gab er die Antwort: „Der Kleine schießt so gut und oft besser als der Große.“ Er wurde bald als ein Franzos erkannt. Ich und die Wirthin des Ortes steckten ihm, dem Hungernden und Dürstenden, aus Mitleid Brod, Wurst und Branntwein zu, und den Dank, den er dafür mit sichtbarer Rührung aussprach, wiederholte er später aufs innigste, als ich ihn einige Tage nach der Schlacht bei Sena, während noch Truppen vorüberzogen, als einen sehr decorirten Offizier an dem Gasthose meines Dorfes traf. Bei meinem Anblick ließ er mich zu sich kommen und außer jener Dankesagung mir durch einen Dolmetscher mittheilen: er habe wohl in meinen Augen gelesen, daß ich, durch sein stattliches Hemd aufmerksam gemacht, etwas Anderes in ihm vermuthet hätte, als der Schein angezeigt habe. Zugleich gab er über sein Erscheinen in dem elenden Gewande den Aufschluß: er habe sich von dem Kampfsplatze bei Saalfeld herüber in unsere Gegend begeben, um das Terrain zu besehen — die Preußen, durch sein Aeußeres getäuscht, hätten ihn einer besonderen Aufmerksamkeit unwürdig gehalten und ihn laufen lassen.“

„Als die Gegend, wo ich lebte, zum Kriegsschauplatz geworden und das Kriegsgetümmel auch in unser Dorf eingedrungen war, mußte ich das furchtbarste Elend über mich hereinbrechen sehen. Ich wurde ausgeplündert, mein Haus wurde ein leerer Raum, der nur an an die dagewesenen gierigen Hände erinnerte. Meine Wirthschaft wurde zerstört. Der Umstand, daß ich Feldboconomie hatte, vergrößerte meinen Verlust. Meine Pferde nebst dem Wagen wurden von dem preußischen Militär in Anspruch genommen, ich wurde mit diesem meinem Eigenthume bis nach Auerstedt geschleppt, dort von den Franzosen erwischt und, da ich dem Militär nicht angehörte, ohne Pferde und Wagen noch während der Schlacht nach Hause geschickt. In der Nähe meines Dorfes traf ich auf eine Batterie, die auf eine andere feuerte, und mußte des Kugelregens wegen zurück. Ich retirirte nach der Alm zu, sah mich aber durch das Heranrücken von französischer Cavallerie, welche die Preußen abzuschneiden und gefangen zu nehmen suchte, genöthigt, in eine Höhle mich zu legen, über welche fast ein Regiment dieser Reiter wegsprengte. Da ich wegen der im Webicht*) noch befindlichen Füsiliers, die dort herausgeschossen, nicht nach Weimar kommen konnte, mußte ich umkehren und nordwärts nach dem Ettersberge hin mich flüchten. In das Großkromsdorfer Pfarrhaus, in welchem ich die Habe des mir befreundeten, geflüchteten Geistlichen zu schützen suchte, drang feindliches Militär

*) Ein Wäldchen bei Weimar.

plündernd ein, und selbst der größte Theil meiner eigenen Kleider wurde mir von gierigen Händen entrisen. Halb entblößt wanderte ich nun nordöstlich den Ettersberg hinauf; dort wurde ich aber der wenigen Kleidungsstücke, die meinen Körper noch nothdürftig bedeckten, vollends beraubt und mußte mir einen Weiberrock verschaffen und umlegen. Mit dieser Umhüllung langte ich Tags darauf wieder vor meinem Wohnorte an. Das Dorf brannte. Soldaten waren im Freien und in den Häusern mit Kochen des geraubten Viehes und anderer Victualien beschäftigt. In meiner Wohnung waltete ein Gräuel der Verwüstung! Kartätschensfügel lagen haufenweise im Schulhose. Ich fand kein Brod, kein Kleidungsstück mehr im Hause, die Stuben waren in Pferdeställe verwandelt, und ich, in Ermangelung eines anderen Kleidungsstückes noch immer in den Weiberrock gehüllt, wurde von den Franzosen zum Putzen, Füttern und Tränken der in meinen Stuben stehenden Pferde angehalten. Nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte in dieser erbärmlichen Lage zugebracht hatte, wurde das Dorf und die sich an demselben hinziehende Chaussee von Militär allmählich leer. In meiner Wohnung war ein französischer Soldat, ein Schneider aus dem Elsaß zurückgeblieben, der sich auf dem Boden im Heu verkrochen hatte. Vier Wochen lang arbeitete er noch für mich, indem er die Garderobe, soweit es sich bei meiner Armseligkeit thun ließ, wiederherstellte. Mein ganzer Wohnort aber war durch das Elend und die Gewalt des Krieges zu einem Schauplatz des Jammers geworden."

Soweit die eigene Erzählung Kraußes.

Als die Kriegsunruhen sich aus der Gegend verzogen hatten, erfüllte er seinen Lehrerberuf weiter. Bald aber kam er auf den früheren Plan zurück, sich den Universitätsstudien zu widmen, und versuchte die Ausführung dieses Entschlusses. Er gedachte sich in Jena als Student für einen juristischen oder kameralistischen Wirkungskreis auszubilden. Mit etwas Baarschaft in der Tasche, mit romantischen Ideen vom Studentenleben im Kopfe, mit den glühendsten Hoffnungen auf das Gelingen seines Planes im Herzen, wanderte er der Müsenstadt zu. Die erste nähere Bekanntschaft, die sich ihm dort darbote, war die alter Müsenöhne, „bemoosten Häupter“, die sich im Laufe der Zeit so in das burschikose Leben und Treiben eingelebt hatten, daß sie nur mit Wehmuth an den Abschied dachten. Die Geldbader aus ihrem väterlichen Hause hatte nach und nach zu fließen aufgehört, und der Beutel der jüngeren Burschen war es, der auch für sie geöffnet wurde und geöffnet werden mußte, wenn diese gut Gedeihen haben wollten. Auch Krauß, dessen volle Börse sie wahrgenommen hatten, wurde als „Fuchs“ mit Freuden in ihren erfahrungsreichen Kreis aufgenommen, und das um so lieber, da mehrere Partien seines Lebens, von denen er ihnen eine anschauliche Schilderung gab, ihr Interesse erregten und sie in ihm, dem durch

Erfahrungen mehr als die gewöhnlichen Aufkömmlinge gewizigten, einen vorzüglich brauchbaren Kumpan zu gewinnen meinten. Mit diesen lustigen, unternehmenden, imponirenden Brüdern, die ihn für die neugewählte Laufbahn weiheten, lebte er, bis — seine Baarschaft aufgezehrt war. Nun trat an die Stelle des ersten Kaufsches die Besinnung. Nachdem er bis dahin Collegia nur besuchsweise gehört hatte, dachte er jetzt ernstlich daran, sich als Studiosus unter die akademischen Bürger aufnehmen zu lassen. Der Professor aber, an den er sich mit seinem Anliegen wandte und dem er zugleich seinen Geldmangel offenbarte, frug ihn nach einem Abgangs- und Armuths-Zeugniß und widerrieth ihm, da keines von beiden vorgezeigt werden konnte, entschieden das Studiren. Er stellte ihm theilnehmend vor, daß er bei diesen Umständen doch auf keine Anstellung in seinem Vaterlande rechnen könne, daher lediglich in Hoffnung auf Versorgung im Auslande den Wissenschaften obliegen müsse und die Hoffnung auf solche Versorgung im Auslande eine sehr unsichere sei. Diese mit Nachdruck und Herzlichkeit gesprochene Rede wirkte auf Kraußes Verstand und Gemüth gleich stark. Er war aus seinem Studentenraume aufgeweckt, statt des blendenden Scheins stellte sich ihm die unerfreuliche nackte Wirklichkeit dar. Betrübt ging er davon und sagte Jena und dem Universitätsstudium Valet. Er wanderte auf der Straße nach Weimar vor dem Dorfe, von welchem er gekommen war, nachdenklich vorüber, mit neun Pfennigen in der Tasche und mit zerrissenen Stiefeln an den Füßen.

Er wollte nun sein Brod in Weimar verdienen. Dort angekommen, mußte er vor allem auf Erlangung einer Wohnung denken, ohne zu wissen, woher er den Miethzins nehmen sollte. Da Wohlfeilheit die vorherrschende Rücksicht war, die er bei seinem Vorhaben zu nehmen hatte, verstand er sich gern dazu, ein Stübchen eines in der Nähe des Gottesackers stehenden Hauses zu beziehen. So war er auf einmal aus dem Geräusche der Welt in die Nähe des Kirchhofs versetzt. Hätte er den Youngschen Geist gehabt, er hätte hier recht ergreifende Nachtgedanken niederschreiben können. Sein kleines Schlafgemach lag nahe an einer Todtengruft. Durch das zerbrochene Dach konnte er Särge in der schauerlichen Höhle wahrnehmen, und wenn er in seiner Behausung andere als Stubenluft schöpfen wollte, mußte er in das Todtengewölbe sehen. In seiner großen Geldnoth kamen ihm aber der Krieg und dessen Folgen zu Statte. Er setzte den Bauern, die ihre Söhne vom Militärdienste frei zu machen suchten, für wenig Geld Suppliken auf, und da sein Fabrikat mehrmals wider Erwartung Erfolg gehabt hatte, bekam er Zulauf. Die Erträgnisse freilich wollten kaum zum Ankauf des nöthigen Holzes für den Ofen hinreichen.

Später errichtete er eine Privatschule, die bald ziemlich zahlreich besucht wurde. Jetzt aber, wo er es nicht mehr mit Dorf-, sondern mit Stadtkindern

zu thun hatte, deren Eltern höhere Ansprüche an seine Leistungen als Schulmann stellten, fühlte er schmerzlich seine Armuth an positiven Kenntnissen. Aus dem Seminar als einer der besten Schüler entlassen und mehrere Jahre in zwei Dorfschulen angestellt, erkannte er jetzt, wie wenig er doch im Grunde wußte, und sah sich gezwungen, sich Tag und Nacht selber erst aufs eifrigste und gründlichste mit alledem vertraut zu machen, was er zu lehren hatte. Am Tage war er Schullehrer und des Abends, nicht selten bis in die Nacht hinein, Abschreiber, Concipient, Rechner. Letzteres war er auch für das Militär, bei welchem er als Vice-Fourrier beschäftigt war. Anfeindungen betrübendster Art ließen ihn aber auch in jenem pädagogischen Wirkungskreise nicht lange schaffen. Er entließ seine Schüler unter vielen Thränen von ihrer und seiner Seite und entschloß sich rasch, nun wirklicher Soldat zu werden.

Es war im Jahre 1812. Der russische Krieg stand bevor. Auch das Contingent Herzog von Weimar mußte gegen Rußland mit zu Felde ziehen. Krauß, jetzt 32 Jahre alt, trat unter das Militär. Drei Tage darauf trat er den verhängnißvollen Marsch nach Rußland an, den er selbst so anschaulich und lebhaft geschildert hat. Nach unsäglichem Leiden kam er im Jahre 1813 aus der russischen Gefangenschaft in die Heimat zurück. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in Weimar marschirte er mit dem zweiten Landwehrbataillon nach Frankreich. Nachdem er auch aus diesem Feldzuge glücklich zurückgekehrt, begann für ihn, den durch das Leben und die Erfahrungen gereiften und geläuterten, ein neuer Lebensabschnitt. Neben seinen Fourriergeschäften hatte er die Beaufsichtigung eines Landgutes zu besorgen, und so widmete er sich der Deconomie. Späterhin fungirte er als Kasernenverwalter, bis ihm das Amt des Inspectors der ersten Strafanstalt des Landes übertragen wurde. Auch in dieser wichtigen Stellung wußte er mit treuer Pflichterfüllung und unermüdlicher, unverdrossener Thätigkeit echte Humanität zu verbinden. Das Leben hatte ihn gestählt, hatte die Kern-Natur, die ihm innewohnte, zur vollen Ausbildung gebracht, und seine Erlebnisse, seine Erfahrungen hatten ihn zu einer Lebensanschauung gelangen lassen, der er selbst in charakteristischer Weise mit den Worten Ausdruck giebt: „Des Lebens Mühen, Lasten und Leiden extrage ich mit unerschütterlichem Gleichmuth und kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich Menschen, die nicht an Entbehrungen und Mühsal gewöhnt sind, über Beschwerden und Unglücksfälle seufzen höre, welche mir bloß als kleine Neckereien eines launenhaften Schicksals erscheinen. Wie klein, wie bedauernswürdig und verächtlich erscheinen wir die Bequemlichkeitsmenschen, denen die Verfassung eines Wunsches, die Entziehung eines gewohnten Genusses die heitere Laune auf Tage und Wochen verdirbt! Ihr Unglücklichen, denke ich bei dem Blicke auf solche Verzärtelte, geht in die Schule

des Unglücks und laßt euch da Lebensweisheit beibringen, damit ihr zum Frieden mit euch selbst und mit der Welt gelauget; vor allem aber lernt entbehren! Dann geht der Mensch gestählt auch den härtesten Unfällen entgegen, gegen welche Niemand einen Freibrief hat, und Neid, Befeindungen, Chikane, Hemmungen, Störungen guter Zwecke, und wie die Plackereien alle heißen mögen, erscheinen ihm als possierliche Schattirungen im Gemälde des Lebens, welches ohne diese Wespenstiche nicht gelebt werden zu können scheint. Durch keine noch so unglückliche Lage darf er aber das Vertrauen zu den Menschen verlieren oder einen Haß gegen dieselben in sich aufnehmen. Die mannichfachen herrlichen Züge von Herzensgüte, durch welche in den entseßlichen Tagen russischer Gefangenschaft meinem Herzen Trost, meinem Jammer Linderung zu Theil wurde, die eifrige und freundliche Bereitwilligkeit, womit die Franzosen im Hospitale zu Pleskow meinem Mangel an Kleidungsstücken abzuhelpen suchten und wirklich abhalfen, die herzlichen Glückwünsche, die sie mir bei meinem Abgange nachriefen, meine Erfahrungen von Edelsinn und Wohlwollen haben in meiner Seele den Glauben, daß es allenthalben gute Menschen giebt, unerschütterlich befestigt; und dieser hochbeglückende Glaube hält mich aufrecht und giebt mir Stärkung, wenn es mir scheinen will, als ob der Sinn der Menschlichkeit hier und da sich mindere und als ob Gleichgiltigkeit gegen Menschenwohl immer mehr Platz gewinnen wolle. Der Sinn für Brüderwohl und Menschenglück wird in menschlichen Gemüthern nie aussterben.“

Als das Alter herannahte, zog sich Krauze nach dem Dörfchen Gaberndorf bei Weimar zurück, wo er eine Ziegelei erworben hatte und sich später, bei dem Wiederverkaufe, die Wohnung vorbehielt. Hier, am Abhange der Ettersbergs, auf einem der schönsten Aussichtspunkte in Weimars Umgebung, verlebte er die Jahre des Alters, geehrt und viel besucht von seinen Freunden. Ich sehe ihn noch vor mir, den guten Alten, wenn ich, zur Bergeshöhe hinaufgewandert, bei ihm in die einfache Stube trat, deren Fenster eine weite Aussicht über das Thal bis hin nach den Bergen des Thüringer Waldes boten. Dort am Fenster saß er im Anblick der frischen Frühlingsnatur und ließ die laue, milde Luft durch das geöffnete Fenster hereinziehen, oder er durchmaß, hoher, stattlicher Statur (welche der des Altmeisters Goethe dermaßen glich, daß mehrmals Maler des letzteren ihre Bilder nach seiner Gestalt vollendeten), und Papiere aus längst vergangenen Tagen in der Hand, mit kräftigen Schritten das Zimmer, wenn er nicht draußen den Rasenwain entlang zwischen den freundlich nickenden Blumen des Feldes wandelte. Welche Freude war ihm jeder Besuch in seiner Einsiedelei! Wie theilnehmend folgte er mit klarem, scharfem Verstande und dem ihm eigenthümlichen treffenden Urtheile den Erscheinungen und Bewegungen der Gegenwart! So genoß er in stiller Beschaulichkeit den in voller, reicher

Entwicklung prangenden Sommer, wie den Winter mit seinem Eis und Sturm und seiner blizenden Schneedecke. So sah er von seinem Stübchen Tag für Tag, Jahr für Jahr die Natur in ewig schönem Wechsel sich verjüngen. War auch ihm selbst, dem Freunde der Natur, dem greisen Eremiten, keine körperliche Verjüngung beschieden, im Geiste war er jung und frisch geblieben, und in dieser Geistesfrische lebte er seinen Erinnerungen, bis ein Tag kam, der ihm mit dem Leben auch die Erinnerung auslöschte und den guten Alten auf dem Friedhofs des Dörfchens in die stille Gruft bettete.

In seinem Nachlasse fand sich das Manuscript seiner Lebens-Erinnerungen, vor allem seiner Erfahrungen und Leiden in russischer Gefangenschaft. Lassen wir ihn nun selbst aus diesen russischen Tagen erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prinz von Homburg und die Meininger.

Von Gottfried Stommel.

Das fünfactige Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“ von Heinrich von Kleist ist im Jahre 1809 und im Anfange des Jahres 1810 geschrieben. Es war das letzte Werk des Dichters, und es ist rührend zu sehen, wie er in diesem letzten Aufschwunge seines Geistes noch einmal alle Kräfte sammelt, um die reifste und schönste Frucht seines Dichterlebens zu gestalten. Wenn auch andere Werke, besonders „Die Familie Schroffenstein“ im Einzelnen dem „Prinzen von Homburg“ dramatisch gleichkommen, ja ihn übertreffen, so ist doch kein Kleistisches Werk im Großen und Ganzen von solcher Rundung, Reife und Klarheit bis zum Schlusse, so frei von der gewaltthätigen Disharmonie in der Seele des Dichters, welche sonst oft den reinsten Genuß störend unterbricht, wie diese Dichtung. Der Dichter hoffte durch das Drama eine Anstellung bei Hofe zu erhalten. Am 19. März 1810 schreibt er seiner Schwester Ulrike: „Ich habe der Königin an ihrem Geburtstag ein Gedicht [ein Sonett] überreicht, das sie vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt hat, ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein. Jetzt wird ein Stück von mir aus der brandenburgischen Geschichte auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht, ich glaube es ist